

FESTREDE

IM NAMEN

DER

GEORG-AUGUST-UNIVERSITÄT

ZUR

JAHRESFEIER DER UNIVERSITÄT

AM 14. JUNI 1911

GEHALTEN

VON

ALBERT STIMMING.



Aus der Geschichte der romanischen Philologie.

GÖTTINGEN 1911.

DRUCK DER DIETERICHSCHE UNIVERSITÄTS - BUCHDRUCKEREI

(W. FR. KÄSTNER).

Hochansehnliche Versammlung,

Es ist heute das erste Mal seit der Gründung unserer Hochschule, daß ein Vertreter meines Faches an dieser Stelle und aus dem heutigen Anlaß, d. h. bei Gelegenheit der Jahresfeier, das Wort ergreift, und da scheint es denn noch mehr als sonst nahe zu liegen, daß ich mein Thema aus dem Bereiche der von mir vertretenen Wissenschaft, der romanischen Philologie, wähle. Die romanische Philologie ist eine der jüngsten unter ihren Schwestern: ihr Gründer Friedrich Diez, der im Jahre 1794 geboren ist und der seine ganze Schaffenszeit in Bonn verbracht hat, ist erst 1876 gestorben. Aber wie auch auf anderen Gebieten große Männer von bahnbrechender Bedeutung mehr oder weniger zahlreiche Vorgänger gehabt haben, welche das, was jenen gelungen ist, auch schon erstrebt und angebahnt haben, so gehen auch die Anfänge der Geschichte der romanischen Philologie verhältnismäßig weit zurück, und ich will versuchen, Ihnen aus dieser Geschichte einige bemerkenswerte Erscheinungen vorzuführen. Während Diez fast alle Zweige seiner umfangreichen Wissenschaft beherrscht hat, so besteht der wesentliche Unterschied seiner Vorgänger von ihm neben vielen anderen Merkmalen darin, daß jeder nur auf einem mehr oder weniger beschränkten Teile des ganzen Gebietes Arbeit geleistet hat.

Die romanischen Sprachen sind bekanntlich Töchter der lateinischen, und zwar sind sie nicht aus dem literarischen Latein hervorgegangen, welches in den klassischen Schriftwerken auf uns gekommen ist, sondern aus dem Vulgärlatein, d. h. der Sprache der unteren Klassen der Bevölkerung, der Handwerker, der Soldaten, der Bauern und der Kolonisten. Als durch den Untergang des weströmischen Reiches der Zusammenhang zwischen den einzelnen Gliedern desselben aufhörte, und jedes sein eigenes Dasein

führte, da wurden die von Anfang an vorhandenen provinziellen Unterschiede dieser Sprache, welche man bald *lingua romana* nannte, allmählich immer größer, sodaß man die Idiome der einzelnen Länder schließlich als eigene, als selbständige Sprachen empfand und dementsprechend auch mit verschiedenen Namen belegte. Aber es dauerte noch lange, bis diese neuen Sprachen einen so hohen Grad der Ausbildung erlangt hatten, daß sie auch schriftlich verwandt werden konnten, und noch länger, bis sich in ihnen eine Literatur entwickelte. Im Französischen geschah letzteres vom 9. Jahrhundert an, im Provenzalischen sind uns durch unglückliche Umstände erst aus dem 10. Jahrhundert Denkmäler erhalten, während die übrigen romanischen Schwestern nur in langen Zwischenräumen folgten. Sobald aber in einem Lande erst eine Literatur vorhanden war, begann man auch meist früh, sich theoretisch mit der Sprache zu beschäftigen, und damit war der erste Schritt zu einer romanischen Philologie getan.

Auf diesem Wege nun ist das Provenzalische allen übrigen romanischen Sprachen vorangeeilt, und zwar fallen die hierher gehörigen Werke teils in das Gebiet der Literaturgeschichte, teils in das der Grammatik, endlich in das der Metrik.

In ersterer Hinsicht ist eine Sammlung von 114 Lebensbeschreibungen von Troubadours, d. h. von lyrischen Dichtern, zu nennen, welche dem Wunsche entsprangen, über die Schicksale solcher Dichter nähere, eingehendere Kenntnis zu haben, deren Werke in jenen großen Liedersammlungen vereinigt wurden, die in Form von umfangreichen Pergamenthandschriften auf uns gekommen sind. Diese Biographien sind wahrscheinlich zu Anfang des 13. Jahrhunderts niedergeschrieben, und da viele der betreffenden Dichter schon in dem vorangehenden Jahrhundert geblüht haben, so war es oft schwer, nach so langer Zeit zuverlässige Nachrichten über diese zu geben; und auch für die spätere Zeit genügte das, was man in Erfahrung bringen konnte, nicht, um den lebhaften Wunsch, über die Dichter möglichst umfangreiche und möglichst interessante Nachrichten zu erhalten, zu befriedigen. Da griffen die Sammler, soweit sie sich nicht, wie bei den meisten älteren Troubadours, mit kurzen, dürftigen, oft sehr allgemein gehaltenen Angaben begnügten, zu einem sehr sinnreichen Mittel: sie ergänzten und vervollständigten die von ihnen gesammelten Notizen, indem sie entweder einzelne Züge, zum Teil ganze Geschichten erfanden, oder aber, indem sie bereits vorhandene Sagenstoffe für ihre Zwecke benutzten, d. h. mit geeignet scheinenden Veränderungen auf den betreffenden Dichter übertrugen, also

als dessen Lebensgeschichte, bzw. als die diesem zugestossenen Abenteuer erzählten. Die Folge ist natürlich, daß diese Biographien keineswegs durchweg zuverlässig sind, sondern stellenweise viele legendarische und romanhafte, oft sehr anziehende und dichterisch wertvolle Elemente enthalten. Aus diesem Grunde haben mehrfach Dichter der verschiedenen Völker sie für ihre Zwecke nutzbar gemacht. So beispielshalber Paul Heyse, der ursprünglich romanischer Philologe war und auch mehrere romanische Texte entdeckt und herausgegeben hat, indem er in einer 1882 erschienenen Sammlung von Erzählungen, die er „Troubadour-Novellen“ nannte, eine Reihe von Geschichten, welche in jenen Biographien enthalten sind, einfach entlehnt und in geschickter Weise für das deutsche Publikum bearbeitet hat. Aber auch andere Dichter sind ähnlich verfahren und haben Goldkörner aus derselben Fundgrube gehoben, wie ich an einigen Beispielen klar machen will. Der Verfasser der Lebensbeschreibung des Prinzen Jaufre Rudel von Blaye hat, da er nichts Zuverlässiges über seinen Dichter in Erfahrung bringen konnte, auf Grund einiger Stellen von dessen Liedern, in denen dieser seine Sehnsucht nach einer fern von ihm weilenden Dame ausspricht, folgende Geschichte erzählt, die, wie sich in neuerer Zeit herausgestellt hat, von ihm frei erfunden worden ist: „Jaufre Rudel, Prinz von Blaia“, heißt er in der Biographie, „verliebte sich in die Gräfin von Tripolis, ohne sie zu sehen, wegen des Guten, das er die Pilger von ihr sagen hörte, welche von Antiochia kamen. Und er machte über sie manche Lieder mit guten Melodien und schlichten Versen. Und aus dem Wunsche, sie zu sehen, nahm er das Kreuz und begab sich auf das Meer. Und es ergriff ihn eine Krankheit auf dem Schiffe, und er wurde für tot nach Tripolis in eine Herberge gebracht. Und dies wurde der Gräfin zu wissen getan, und sie kam zu ihm ans Bett. Und es kam ihm zum Bewußtsein, daß es die Gräfin war; da kam er wieder zu Sinnen und lobte Gott, daß er ihm das Leben erhalten hatte, bis er sie gesehen hätte. Und so starb er zwischen ihren Armen, und sie ließ ihn mit großer Ehre im Hause des Tempelordens begraben. Und dann wurde sie an jenem Tage Nonne wegen des Schmerzes, welchen sie über seinen Tod empfand.“

Diese schlichte Erzählung hat die Phantasie mehrerer Dichter angeregt. So verdankt ihr Uhland den Stoff zu einer schönen Romanze, die er dem 1814 erschienenen Liederzyklus „Sängerliebe“ einverleibt hat, die auch in Musik gesetzt worden ist und mit den Worten beginnt:

In den Tälern der Provence
Ist der Minnesang entsprossen,
Kind des Frühlings und der Minne,
Holder inniger Genossen.

Blütenglanz und süße Stimme
Konnt an ihm den Vater zeigen,
Herzensglut und tiefes Schmachten
War ihm von der Mutter eigen.

Uhlands Beispiel sind dann später in Deutschland gefolgt Heinrich Heine in einer der „Historien“ seines Romancero, den er 1851 veröffentlicht und in den drei vorhergehenden Jahren verfaßt hat, sodann 1874 Albert Träger; im Ausland vor allem Giosuè Carducci 1888 in „Jaufré Rudel, poesia antica e moderna“; in England Swinburne und Mary Robinson; zuletzt in Frankreich Edmond Rostand, welcher den Stoff zu einem Drama „La princesse lointaine“ bearbeitet hat. Das Stück, welches zum ersten Male am 5. April 1895 im Renaissance-Theater zu Paris aufgeführt worden ist, enthält vier Akte und hat 24 Personen, von denen alle außer den beiden Helden, dem Prinzen Jofroy Rudel von Blaye und der Gräfin Mélissinde von Tripolis, aus der Phantasie des Dichters entsprungen sind. Selbstverständlich ist auch die Handlung erheblich erweitert.

Besonders umfangreich sind die Lebensnachrichten über Bertran de Born, da mehrere von dessen Liedern, besonders die politischen, wegen der vielen in ihnen enthaltenen Anspielungen schon früh mit fortlaufenden Erläuterungen versehen worden sind. Aber auch in diesen hat der Kommentator ab und zu Erzeugnisse seiner Phantasie an die Stelle von authentischen geschichtlichen Tatsachen und Begebenheiten gesetzt, die allerdings zum Teil von hohem poetischen Werte sind. Dahin gehört vor allem der Bericht über die Einnahme von Autafort durch den englischen König Heinrich II., welcher Uhland zu dem schönen, allbekannten Gedichte „Bertran de Born“ begeistert hat, und welcher mit folgenden Worten schließt: „Und Herr Bertran wurde mit allem seinem Kriegsvolk in das Zelt König Heinrichs geführt; und der König empfing ihn sehr übel und sprach zu ihm: „Bertran, Bertran, Ihr habt gesagt, daß Ihr zu keiner Zeit auch nur die Hälfte Eures Verstandes nötig hättet, aber wisset, daß Ihr ihn jetzt wohl ganz braucht.“ — „Herr“, sagte Bertran, „es ist wohl wahr, daß ich dies gesagt habe, und ich habe wohl die Wahrheit gesagt.“ — Und der König sprach: „Ich glaube wohl, daß er Euch

abhanden gekommen ist.“ — „Herr“, sagte Herr Bertran, „wohl ist es mir abhanden gekommen.“ „Und wie das?“ sagte der König. — „Herr“, sagte Bertran, „an dem Tage, an dem der wackere junge König, Euer Sohn, starb, da verlor ich den Verstand und das Wissen und die Kenntniss.“ — Und als der König das vernahm, was Herr Bertran ihm unter Tränen von seinem Sohn sagte, kam ihm vor Mitleid ein großer Schmerz in das Herz und in die Augen, sodaß er sich nicht enthalten konnte, vor Schmerz in Ohnmacht zu fallen. Und als er wieder zu sich kam, ruft er und sagte weinend: „Herr Bertran, Herr Bertran, Ihr habt wohl Recht und es ist wohl erklärlich, wenn Ihr um meines Sohnes willen den Verstand verloren habt, denn er liebte Euch mehr als irgend jemand in der Welt. Und ich, aus Liebe zu ihm, schenke Euch das Leben und die Habe und Euer Schloß und gebe Euch meine Liebe und meine Gunst wieder und schenke Euch fünfhundert Mark Silber wegen der Schäden, welche Ihr erlitten.“ — Und Herr Bertran fiel ihm zu Füßen, indem er ihm Dank sagte. Und der König zog mit seinem ganzen Heere davon.“

Jedermann wird lebhaft bedauern, daß diese in ihrer schlichten Einfachheit ergreifende Erzählung ungeschichtlich ist; und doch ist an letzterem nicht zu zweifeln, da abgesehen von vielen anderen Gründen nachweislich Richard Löwenherz, also König Heinrichs Sohn, die Burg Autafort am 6. Juli 1183 genommen hat, daß aber der König selbst bei der Einnahme gar nicht zugegen gewesen ist.

Glücklicher Weise sind nun aber keineswegs alle Angaben der erwähnten provenzalischen Lebensnachrichten so ungeschichtlich und unzuverlässig; daher beruht denn auch Diezens grundlegendes Werk „Leben und Werke der Troubadours“ vom Jahre 1826 neben den Urkunden und den Liedern der Dichter vor allem auf jenen Aufzeichnungen, und in sofern kann man mit Recht behaupten, daß die provenzalische und damit zugleich die romanische Literaturgeschichte mit jenen Troubadourbiographien begonnen hat.

Auch auf dem Gebiete der Grammatik und der Metrik sind die Provenzalen allen übrigen Schwestervölkern zeitlich vorgegangen. Der Glanz und der Ruhm der provenzalischen Lyrik war so groß, daß auch Angehörige anderer romanischer Nationen den Versuch gemacht haben, sich auf diesem Gebiete zu versuchen. Dies waren besonders die Italiener, und unter den Troubadours, von denen Lieder auf uns gekommen sind, befindet sich eine nicht unbeträchtliche Zahl von Norditalienern, nämlich mehr als zwanzig. Da nun aber an die Erzeugnisse der provenzalischen Dichtkunst

in technischer Hinsicht, also inbetreff der Sprache und der metrischen Form, außerordentlich hohe Anforderungen gestellt wurden, so war es sehr natürlich, daß man, besonders im Auslande, den Wunsch hatte, sich die nötigen Kenntnisse aus methodischen Abhandlungen anzueignen. Unter den Werken, welche diesem Bedürfnisse entgegen zu kommen suchten, ist das älteste die Grammatik des Uc Faidit, welche dieser um 1240 im Auftrage zweier Italiener, des Jacob von Mora und des Corano Zucchi di Sterleto, wahrscheinlich in Italien selbst, sowohl in lateinischer wie in provenzalischer Form niedergeschrieben hat. Er nannte sein Werk in Anlehnung an den Titel einer damals viel gebrauchten lateinischen Grammatik „Donatus provincialis, Donat proensal.“ Auffallend erscheint für uns, daß er außer dem Nomen, Pronomen, Verbum, Adverbium, der Konjunktion, Präposition und Interjektion auch noch besonders das Partizipium, und zwar hinter dem Adverbium behandelt, aber nicht den Artikel, vermutlich, weil er dies Kapitel in den lateinischen Grammatiken natürlich nicht vorfand. In der Konjugation, er unterscheidet dabei nach lateinischem Muster deren vier, nennt er fünf Modi: den Indikativ, Imperativ, Optativ, Konjunktiv und Infinitiv. Mit dem Namen Optativ belegt er zwei Formen, die dem französischen Konditionnel entsprechen, nämlich *cantera*, das aus *cantaveram*, im Vulgärlateinischen auf der drittletzten Silbe betont, entstanden ist und *cantaria*, das, wie das französische *chanterais*, der Zusammensetzung des Infinitivs mit dem Imperfektum von *aver*, also mit der Entsprechung von *habebam* seine Entstehung verdankt. Beide Formen bedeuten also „ich würde singen.“ An die Grammatik schließt sich ein Reimlexikon, d. h. eine Aufzählung von solchen Wörtern an, die wegen ihres gleichen Ausganges mit einander reimen können, nach den Reimvokalen alphabetisch geordnet.

Dem gleichen Zwecke, nämlich dem, die zum Dichten nötigen Anweisungen zu geben, dient ein etwas jüngeres Werk „Las rasos de trobar“ d. h. „die Regeln der Dichtkunst“, das von dem auch als Verfasser provenzalischer Reimnovellen wohlbekannten Dichter Raimon Vidal aus Besaudun stammt. Auch er beginnt ähnlich wie Uc Faidit mit einer Grammatik und schließt daran ein kurzes provenzalisch-italienisches Glossar, in welchem er für seltenere Wörter seiner Muttersprache die entsprechenden italienischen Bedeutungen gibt. Im ersten Teil ist bemerkenswert, daß er ausschließlich die Formen des Dialekts der Landschaft Limousin als für die provenzalische Lyrik zulässig erklärt, d. h. feststellt, daß jener Dialekt sich über die andern erhoben und den Rang einer

allgemein anerkannten provenzalischen Literatursprache erlangt hatte, sodann, daß er auf mehrere Versehen, d. h. nicht ganz korrekte Formen hinweist, welche sogar hochbedeutende Troubadours, wie Bernart von Ventadorn, Giraut von Bornelh und andere, sich haben zu Schulden kommen lassen.

Das jüngste und berühmteste Werk dieser Art heißt „Leys d'amors“, etwa „Gesetze der Liebespoesie.“ Es verdankt seine Entstehung der im Jahre 1323 von sieben angesehenen toulouser Bürgern gestifteten „Sobregaya companhia dels set trobadors de Tholoza“, welche den Zweck verfolgte, durch Veranstaltung von poetischen Weltkämpfen die vaterländische Dichtkunst vor dem drohenden Verfall zu retten. Bei diesen Weltkämpfen, welche zum ersten Male am 1. Mai 1324 abgehalten und seitdem alljährlich an demselben Datum wiederholt worden sind, wurden als Preise Veilchen, später auch andere Blumen, anfänglich aus reinem Golde, dann daneben aus Silber, verteilt. Ähnliche Gesellschaften wurden in der Folge auch in Catalonien, besonders in Barcelona gegründet; man nannte sie seit dem Ende des 15. Jahrhunderts Blumenspiele, und solche sind bekanntlich vor einiger Zeit, nämlich 1898, nach dem spanischen Vorbilde in Köln durch Dr. Fastenrath ins Leben gerufen worden, bei welchen am ersten Maisonntag als Preise für eingereichte Gedichte, wie in alter Zeit, goldene und silberne Blumen verteilt werden.

Die soeben genannte provenzalische Gesellschaft beauftragte nun 1355 ihren ersten Kanzler Guilhem Molinier, alle auf die Poesie bezüglichen Regeln zusammenzustellen, und diesem Auftrage entledigte sich jener durch das vorhin bezeichnete umfangreiche Werk, welches in drei Teilen die Grammatik, die Metrik und die Rhetorik behandelt, und welches noch heute für die romanische Philologie von erheblichem wissenschaftlichen Werte ist.

Schon vor der Abfassungszeit des zuletzt genannten Werkes hatte man auch in Italien angefangen, sich mit Problemen der romanischen Philologie zu beschäftigen, und zwar ging hier kein geringer als Dante auf diesem Wege voran, dessen gewaltiger und vielseitiger Genius auch auf diesem Gebiete hochbedeutsame Früchte gezeitigt hat. Zwischen den Jahren 1304 und 1306 verfaßte er lateinisch, und zwar in einem nicht immer leicht verständlichen Latein, das Werk „De vulgari eloquentia“, von dem leider nur zwei Bücher mit 19 und 13 Kapiteln vollendet worden sind. Dante handelt zunächst von dem Ursprung der Sprache überhaupt und nimmt auf Grund des Berichtes der Bibel an, daß das Hebräische die älteste Sprache sei (I, 6). Aus der Vielheit von

Sprachen, welche sich im Laufe der Zeit herausgebildet haben, greift er dann (I, 8) die im Süden Europas verbreiteten, die wir also die romanischen nennen, heraus und unterscheidet innerhalb derselben drei Einzelsprachen, nämlich nach der bei jeder gebräuchlichen Bejahungspartikel *oc*, *öil* und *si*, das Provenzalische, zu dem er auch das Spanische rechnet, vermutlich weil mehrere Spanier in der Oc-Sprache gedichtet haben (II, 12), sodann das Französische und das Italienische. Er erklärt, daß diese drei Sprachen auf eine gemeinsame Mutter zurückgehen, und beweist dies durch die Gleichheit der großen Mehrheit von Wortstämmen. Daß diese Mutter nach seiner Ansicht jedoch nicht das Schriftlateinische ist, geht daraus hervor, daß er den Vulgärsprachen mit ihrer wandelbaren Vielheit das Lateinische oder, wie er dies nach damaligem Brauch nennt, die Grammatik mit ihrer Unveränderlichkeit und Einheit gegenüberstellt. Er spricht hiermit eine Wahrheit aus, die uns ganz geläufig ist, die aber damals durchaus noch nicht als solche erkannt war und die auch erst viel, viel später gefunden worden ist.

Hierauf wendet sich Dante zum Italienischen (I, 9) und erörtert zunächst die Frage nach dem Ursprung von dessen Dialekten. Er macht dabei die feine Bemerkung, daß oft innerhalb geringer Entfernungen sprachliche Unterschiede vorkommen, so in Bologna zwischen der Bnrg von S. Felice und der Strada maggiore, und gibt als Ursache der Entstehung der Dialekte völlig zutreffend den in allen organischen Wesen, also auch in ihren Attributen, liegenden Differenzierungstrieb an. Da die Sprache am Menschen haftet und der Mensch ein sehr veränderliches Wesen ist, erklärt er, so kann auch jene weder dauerhaft noch beständig sein, sondern muß sich gleich allem was uns angehört, wie Sitten und Gewohnheiten, je nach der Entfernung von Orten und Zeiten verändern. Auch in dieser Frage ist Dante seiner Zeit weit vorausgeeilt, da man bis nahe an die Gegenwart heran in anderen, besonders in äußeren, geschichtlichen Ereignissen u. dgl. die Ursachen der Sprach- und Dialektspaltung hat suchen wollen.

Es folgt alsdann (I, 10) eine Übersicht über die wichtigsten der in Italien, einschließlich der großen Inseln, gesprochenen Dialekte, deren er 14 aufzählt, eine Aufzählung, die im Wesentlichen noch heute zutreffend ist. Er fügt aber ausdrücklich hinzu, daß, wenn man auch die unbedeutenderen dialektischen Unterschiede berücksichtigen wolle, man auf weit mehr als tausend Idiome kommen würde.

Nunmehr stellt er sich die Aufgabe, den Ursprung derjenigen Sprache aufzusuchen, in welche die besten Dichter ihre Werke kleiden, und die er das *vulgare illustre* oder *curiale* oder *cardinale* oder *aulicum* nennt. Zu diesem Zwecke durchmustert er nach einander alle vorher aufgezählten Dialekte und kommt zu dem Ergebnis, daß keiner derselben mit dem *vulgare illustre* identisch sei. Bei dieser Besprechung hebt er die großen Verdienste hervor, welche das hohenstaufische Haus als Beherrscher des sizilianischen Königreiches sich um die italienische Literatur erworben hat, da besonders der Hof Kaiser Friedrichs II. der Sammelpunkt aller geistig und literarisch bedeutenden Männer des Landes gewesen sei, sodaß hier zum ersten Male in Italien eine selbständige Literatur habe erblühen können, die sich an den Namen der sizilianischen Dichterschule knüpfe. Aber auch diese Dichter haben sich in ihren Werken keineswegs der Volkssprache Siziliens bedient, sondern vielmehr derselben Sprache, deren Herkunft aufzusuchen wir beschäftigt sind. Zu dem gleichen Ergebnis kommt Dante, wenn er die in anderen Teilen Italiens entstandenen Dichtungen mit der in den betreffenden Gegenden von den unteren Schichten der Bevölkerung verwandten Sprechweise vergleicht.

Auch über die Entstehung jener Hof-, oder wie wir sagen würden, Literarsprache hat Dante eine im Wesentlichen richtige, aber erst viel später als solche erkannte Ansicht ausgesprochen. Nach ihm haben die Dichter und sonstigen Autoren sie geschaffen, indem sie aus dem ihnen vorliegenden Sprachmaterial, d. h. aus den in den verschiedenen Teilen Italiens als Umgangssprache verwandten Dialekten alles nach ihrem Gefühle Rohe, Fehlerhafte, Unschöne und Bäurische ausgemärzt, dagegen alles Vortreffliche, Edle, Höfische in Worten und Wendungen ausgewählt und herübergenommen haben (I, 17). Auf Grund späterer Forschungen würden wir heute nur sagen, daß nicht alle Dialekte Italiens in gleichem Maße an der Entstehung der Literarsprache beteiligt gewesen sind, d. h. zu ihr den Stoff geliefert haben, sondern daß dies in erster Linie das Toscanische gewesen ist, welches den Grundstock beigesteuert hat.

Diese auserwählte Sprache verdient nach ihm in der Tat die vorhin aufgezählten Benennungen, nämlich *illustre* (sc. *vulgare*), weil sie selbst Glanz besitze und diejenigen, welche sie beherrschen, berühmt mache; *cardinale*, weil die ganze Herde der Volksdialekte sich um sie wie um einen Angelpunkt scharen und sich nach ihr richten, sich von ihr beeinflussen und befruchten lassen; *aulicum*, weil sie, wenn Italien ein einheitliches Reich wäre, an dessen Hofe

als dem Mittelpunkte des Ganzen gesprochen werden würde, wie sie schon jetzt von allen denen verwandt wird, welche in den königlichen und fürstlichen Palästen verkehren; endlich *curiale*, d. h. Rechtssprache, weil das Rechtswesen nichts anderes ist als die abgewogene Regel alles dessen, was getan werden muß, diese Sprache aber von dem vornehmsten Gerichtshofe Italiens abgewogen und festgesetzt worden ist, nämlich von demjenigen der Vernunft und der Aufklärung, wenngleich die Mitglieder dieses Gerichtshofes über ganz Italien zerstreut sind (I, 18). Diese dem ganzen Lande gemeinsame, aber nirgends bodenständige Sprache, die er schließlich (I, 19) *vulgare latinum* nennt, ist also die, deren sich die ausgezeichnetsten Dichter, Dante sagt die *doctores*, von ganz Italien, also sizilianische, appulische, römische, toscanische und lombardische, in gleicher Weise bedient haben.

Das ist der Inhalt des hochbedeutsamen ersten Buches, das also ausschließlich Fragen der romanischen Sprachwissenschaft gewidmet ist; das zweite beschäftigt sich mit solchen der Dichtkunst, besonders der Metrik und enthält Feststellungen, die nicht nur für das Italienische, sondern auch für die übrigen romanischen Sprachen Bedeutung, ja größtenteils sogar unmittelbare Geltung haben.

Zunächst betont Dante, daß die im ersten Buche ausführlich besprochene Literarsprache zwar auch für die Verwendung in Prosa, vor allem aber für die in der Dichtkunst bestimmt sei (II, 1). Als Gegenstände, die in erster Linie würdig sind, in der Dichtkunst behandelt zu werden, bezeichnet er sodann *Salus*, *Venus* und *Virtus*, die er als die Ehrenhaftigkeit, die Liebe und die kriegerische Tüchtigkeit definiert. Als hervorragendste Vertreter dieser drei Dichtungsarten nennt er je einen provenzalischen und einen italienischen Dichter, und zwar als Sänger der Liebe Arnaut Daniel und Cino von Pistoja, als den der Ehrenhaftigkeit Giraut von Bornelh und sich selbst, als den der kriegerischen Tüchtigkeit nur Bertran de Born, da Italien bisher kein Gegenstück zu diesem aufzuweisen habe (II, 2).

Unter den einzelnen Gedichtarten erkennt Dante der Canzone, die, wie ihr Name sagt, stets zum Singen bestimmt ist, den ersten Rang zu, den zweiten der Ballade, den dritten dem Sonett (II, 3), und bespricht dann eingehend die erste Gattung, während er die Behandlung der Balladen und der Sonette für das vierte Buch bestimmt, das er aber, wie bereits angedeutet, leider ebenso wenig wie das dritte geschrieben hat. Für die Canzone, deren Definition er später (II, 8) gibt und als deren Muster er das von ihm selbst verfaßte, mit den Worten *Donne che avete*

intellecto d'amore beginnende Lied hinstellt, fordert er von den drei Stilarten den tragischen, d. h. die erhabene Ausdrucksweise, deren Wesen er darauf eingehend beleuchtet und an der Hand von Beispielen und Vorbildern klar macht (II, 6—7).

Hierauf geht er zu der Besprechung technischer Fragen, d. h. solcher des Versbaues, über. Als für die Canzone besonders geeignet bezeichnet er in erster Linie den *Endecasillabo*, den Elfsilbler, den er den vornehmsten nennt, demnächst den sieben-, den fünf- und den dreisilbigen Vers. Die Verse mit gerader Silbenzahl seien wegen ihres geringeren Wohlklanges zu meiden, und von den mit ungerader komme der Neunsilbler tatsächlich wenig zur Verwendung. Dante macht dann noch darauf aufmerksam, daß der italienische *Endecasillabo* dem provenzalischen und französischen Zehnsilbler entspricht, weil in der italienischen Metrik die letzte unbetonte Silbe stets, in derjenigen der beiden anderen Sprachen nie mitgezählt wird (II, 5).

Die Canzone besteht nun aus einer bestimmten Zahl von Stanzen oder, wie wir sagen würden, Strophen, welche alle gleichartig gebaut sein, d. h. alle in den entsprechenden Versen die gleiche Silbenzahl und außerdem die gleiche Reimfolge aufweisen müssen; ebenso ist die Melodie für alle Strophen dieselbe (II, 9). Innerhalb der Strophe kann sich nun die Melodie entweder über den ganzen Bau erstrecken, d. h. ohne Teilung oder Wiederholung fortlaufen; dann weist auch die Strophe keine Gliederung auf. Der häufigere Fall ist aber der, daß sie gegliedert ist, und für diesen Fall gelten folgende Gesetze: Findet im Innern eine Teilung der Strophe statt, so besteht letztere nie aus nur zwei Teilen, sondern stets aus dreien oder mehr, indem dann entweder der erste oder der zweite Teil wieder symmetrisch gegliedert ist. Ist der erste Teil der Strophe ohne Gliederung, so nennen wir ihn *frons* (Stirn); zerfällt er aber in gleich gebaute Teile, deren Melodie wiederholt wird, so nennen wir diese *pedes* (Füße), deren gewöhnlich zwei, sehr selten drei vorhanden sind. Genau so verhält es sich mit dem zweiten Teile: Wenn der erste gegliedert ist, so kann der zweite ungegliedert sein; er heißt dann *cauda* (Schweif), ist er gegliedert, so nennen wir die zwei (sehr selten drei) unter sich gleich gebauten Glieder *versus*. Demnach kann die Strophe entweder aus *frons* und *versus* oder aus *pedes* und *cauda* oder aus *pedes* und *versus* bestehen, aber nicht aus *frons* und *cauda* (II, 10). Diese Regeln über den Bau der Strophe gelten im Wesentlichen genau so auch für das Provenzalische und das Altfranzösische. Die Ausdrücke hat Dante teils den provenzalischen

„Leys d'amors“ entlehnt, teils erfunden. Die deutsche Metrik nennt die *pedes* bekanntlich „Stollen“, die *frons* „Aufgesang“, die *cauda* „Abgesang“. Dante hebt dann noch hervor, daß in bezug auf den Bau der einzelnen Glieder, d. h. in bezug auf deren Verszahl und bei den Versen in bezug auf ihre Länge, also Silbenzahl, dem Dichter große Freiheit gelassen sei (II, 11—12).

Das Schlußkapitel (II, 13) handelt vom Reim. Es gibt Strophen, die keinen Reim aufweisen, doch muß dieser dann in der nächsten Strophe folgen, sei es, daß dort die gleichen Reime wiederkehren, sei es, daß sogar die ganzen Reimworte wiederholt werden. Ein Beispiel letzterer Art ist die von den Provenzalen erfundene Sixtine, in deren sechs Strophen sechs Reimworte in einer von Strophe zu Strophe wechselnden Reihenfolge immer wiederkehren. Andererseits kommen Strophen vor, welche in sämtlichen Versen den gleichen Reim aufweisen, doch sind das seltenere Fälle; meist findet ein Wechsel im Reim statt, und zwar in zahlreichen Variationen, zu denen auch der Binnenreim gehört. Zuweilen bleibt eine Zeile einer Strophe ohne den dazu gehörigen Reim, der dann erst in der nächsten Strophe folgt; eine solche Zeile heißt *clavis* (Schlüssel). Die Reime des ersten Teiles der Strophe sind meist ganz oder teilweise von denen der anderen verschieden, doch findet zuweilen zwischen beiden dadurch eine Verbindung, Dante nennt sie „Verkettung“ (*concatenatio*), statt, daß der letzte Vers des ersten Teiles mit dem ersten des zweiten reimt.

Hiermit bricht Dante ab, und zwar ohne auch nur die für das zweite Buch bestimmten Fragen vollständig erörtert zu haben. Doch auch so schon, d. h. in seinem unfertigen Zustande, bildet dies Werk einen Markstein in der Geschichte der romanischen Philologie.

Aber auch indirekt wurde Dante der Anlaß zu einem weiteren Fortschritt der Wissenschaft. Seine eigenen Dichtungen, besonders seine „Commedia“ sind so voll von tiefen Gedanken, historischen Anspielungen und nicht auf der Oberfläche liegenden poetischen Schönheiten, bereiten also dem Leser so viele Schwierigkeiten, daß schon bald nach seinem Tode seine Landsleute das Bedürfnis nach sachverständiger Erklärung und Deutung derselben empfanden. Diesem Bedürfnisse suchte die Stadtverwaltung von Florenz im Jahre 1373 abzuhelpen, indem sie dem Boccaccio den Auftrag erteilte, öffentlich Dantes „Divina Commedia“ zu erklären, und so den ersten Lehrstuhl für Dante und damit überhaupt für ein Gebiet der romanischen Philologie schuf. Boccaccio hat das ihm so übertragene Amt nicht lange ausgeübt, weil sein Gesundheitszustand

sich bald verschlechterte; er hat aber ein Leben Dantes und einen Kommentar zu dessen „Commedia“ verfaßt, und da er zahlreiche Fortsetzer bekam, so fand damit auch die Kunst der Interpretation Eingang in die junge Wissenschaft, und die Arbeit, welche die damaligen Kommentatoren Dantes und Petrarca geleistet haben, hat noch für uns erheblichen wissenschaftlichen Wert. Eine Ergänzung erhielt diese auf dem Gebiete der Literaturgeschichte durch den Florentiner Filippo Villani, welcher die berühmte Chronik von Florenz seiner beiden Brüder Giovanni und Mateo fortgesetzt und welcher selbst ein Werk betitelt: „Vite di illustri Fiorentini“ verfaßt hat, in welchem er auch die Lebensgeschichten der berühmten Florentiner Dichter und Prosaisten behandelt.

Frankreich ist den Schwesternationen erst spät auf dem in Rede stehenden Gebiete gefolgt. Die Anfänge derartiger Arbeiten dienten auch hier dem Zweck, Ausländer in das Studium des Französischen einzuführen. So besitzen wir eine lateinisch geschriebene „Orthographia gallica“ vermutlich von einem Engländer um 1300 verfaßt, um die Orthographie und Aussprache des Französischen in England nach dem Vorbilde des festländischen, d. h. des korrekten Französisch zu regeln, also vor der in England mehr und mehr einreißenden Verwilderung zu bewahren.

Mit dem Beginn der Renaissance beschäftigte man sich in Frankreich selbst lebhaft mit der Frage des Ursprungs der romanischen Sprachen, besonders des Französischen, wobei höchst wunderliche Ansichten ausgesprochen wurden. Jacques Perion veröffentlichte im Jahre 1554 ein lateinisches Werk (Joachimi Perionii Dialogorum de linguae gallicae origine ejusque cum graeca cognatione libri quatuor, Parisiis 1554), das er später auch ins Französische übertragen hat und in welchem er eine nahe Verwandtschaft zwischen dem Französischen und dem Griechischen nachzuweisen sucht. Zu dieser eigentümlichen Ansicht ist er durch eine misverstandene Stelle in Caesars Bericht über seinen Krieg in Gallien gekommen. Dieser erzählt dort nämlich (6, 14) von den Druiden, der einen Klasse der gallischen Priester, daß sie weder Steuern zu zahlen noch Kriegsdienste zu leisten brauchen, sich dagegen eifrig mit der Wissenschaft beschäftigen und dabei oft viele tausend Verse auswendig lernen. Dann fährt er fort: „Sie halten es nämlich für unrecht (nefas), diese Dinge der Schrift anzuvertrauen, obwohl sie sich bei ihren übrigen Angelegenheiten, öffentlichen und privaten, der griechischen Buchstaben bedienen.“ Aus diesen Worten glaubte er, allerdings mit Unrecht, folgern zu sollen, daß die Druiden griechisch sprächen, und daß überhaupt zu

Caesars Zeit das Griechische den Hauptbestandteil des gallischen Wortschatzes gebildet habe. Von diesem Griechisch stammt nach ihm also das Französische ab. Die Beweise für seine Behauptung sind natürlich völlig hinfällig, er vermag sie einzig auf eine gewisse äußerliche Ähnlichkeit einiger Wörter in beiden Sprachen zu stützen. So stammt nach ihm *brebis* von *πρόβατον* „das Weidevieh“, *coin* von *γωνία* „der Winkel, die Ecke“, und ähnlich sind seine übrigen Ableitungen.

Der berühmte Humanist Henri Estienne, der sich meist Henricus Stephanus nannte und von 1528—1598 lebte, der Verfasser des „Thesaurus linguae Graecae“, schrieb 1565 einen „Traicté de la conformité du langage françois avec le Grec“. Er leitet das Französisch zwar nicht, wie Perion, unmittelbar von dem Griechischen ab, hält es aber in syntaktischer Beziehung für näher verwandt mit dem Griechischen als mit dem Lateinischen und meint, daß auch viele französische Wörter aus dem Griechischen entlehnt seien, wobei er sich, genau so wie sein Vorgänger, durch äußerliche Ähnlichkeiten bestimmen läßt. Es erscheint unglaublich, daß noch in neuerer Zeit ein französischer Geistlicher, Namens Espagnolle, diese Ansicht in seinem Werke „L'Origine du français,“ Paris 1886—89, aufs Neue vertreten und auch zu beweisen versucht hat.

Noch abenteuerlicher ist die Theorie zweier anderer Gelehrten, des Stephan Guichard und des Thomassin, die ihre diesbezüglichen Bücher beide im siebzehnten Jahrhundert veröffentlicht haben, jener 1606, dieser 1690, und welche beide das Hebräische als die Stammutter aller Sprachen, also auch des Französischen erklärten. Diese Ansicht ist theologischen Ursprungs, sie stützt sich, wie wir dies ja schon bei Dante gesehen haben, auf den Bericht der Bibel und findet sich bereits bei den Kirchenvätern, z. B. bei dem h. Hieronymus in einem Briefe an Damasus ausgesprochen. Welche Methode diese Gelehrten allerdings bei ihrer Beweisführung befolgten, ergibt sich aus folgenden Worten Guichards:

„Quant à la dérivation des mots par addition, subtraction, transposition et inversion des lettres, il est certain que cela se peut et se doit ainsi faire, si on veut trouver les étymologies; ce qui n'est point difficile à croire, si nous considérons que les Hébreux écrivent de la droite à la senestre et les Grecs et les autres de la senestre à la droite“.

Im 18. Jahrhundert kam die Ansicht auf und fand auch mehrere Vertreter, das Französische sei im Wesentlichen auf das

einst in Gallien gesprochene Celtische zurückzuführen. So behauptete unter anderen La Ravalière im siebenten Bande der großen „*Histoire Littéraire de la France*“ (S. II—III), daß das Lateinische in Gallien nur als gelehrte Sprache verwandt worden sei, während das Volk ein Gemisch von Celtisch und Römisch, in welchem ersteres überwog, gesprochen habe, und daß aus diesem Gemisch die heutige Sprache des Landes hervorgegangen sei. Man erkennt leicht, wie weit man von dem bereits bei Dante erreichten vorgeschrittenen Stande der Wissenschaft wieder herabgekommen war. Das ist um so erstaunlicher, als auch in Frankreich eine ziemlich richtige Erkenntnis des Sachverhaltes schon verhältnismäßig früh an den Tag getreten war. So hatte bereits Étienne Pasquier 1560 in seinen „*Recherches de la France*“ erklärt, das Französische sei zwar eine Mischsprache, zu welcher das Gallische, das Römische und das Fränkische beigesteuert haben und dem später noch einzelne italienische und spanische Bestandteile beigemengt worden seien, sie habe aber ein vorwiegend lateinisches Gepräge. Der von ihm gebrauchte Ausdruck „Mischsprache“ ist unzutreffend, weil das Wesen der Sprache nicht in der Zusammensetzung und dem Ursprung ihres Wortschatzes, sondern in ihrem Formenbau liegt, und hiernach ist das Französische eine nach ganz bestimmten Gesetzen erwachsene, und zwar einheitliche Sprache, die sich also jene fremden Bestandteile völlig assimiliert und zu eigen gemacht hat.

Unter den späteren Vorgängern Diezens verdient noch einer, Namens Raynouard, hervorgehoben zu werden, der von 1761 bis 1836 gelebt und sich um das Studium des Provenzalischen, der Sprache seiner Heimat — er stammte aus der Provence — große Verdienste erworben hat. In seiner 1821 erschienenen „*Grammaire comparée des langues de l'Europe latine dans leurs rapports avec la langue des troubadours*“ stellte er den Satz auf, daß die verschiedenen romanischen Sprachen nicht unmittelbar aus dem Vulgärlateinischen hervorgegangen seien, sondern daß zunächst eine Zwischensprache entstanden sei, aus welcher sich jene dann sämtlich entwickelt hätten; diese Zwischensprache sei aber das Provenzalische gewesen. Zu dieser irrigen Ansicht hat ihn sein Patriotismus verleitet, indem er aus der Tatsache, daß die provenzalische Literatur der übrigen romanischen Sprachen in der Entwicklung vorangeeilt ist, den falschen Schluß zog, daß das Provenzalische auch als Sprache älter, als jene, ja daß sie deren Muttersprache sei.

Wenn Raynouard sich aber in diesem Punkte, wie in manchem

anderen, auch geirrt hat, so hat er doch durch die Herausgabe zahlreicher altprovenzalischer Texte, eines umfangreichen provenzalisch-französischen Lexikons und mehrerer grammatischer Werke sehr wertvolles Material für den späteren Bau der romanischen Philologie geliefert. Die Fundamente des Gebäudes hat dann, wie Anfangs erwähnt, Friedrich Diez gelegt. Er hat für die romanische Philologie das geleistet, was Bopp für die vergleichende Sprachwissenschaft, Jacob Grimm für die Germanistik getan haben. Nachdem er in seiner Vaterstadt Gießen klassische Philologie studiert hatte, besonders unter seinem um 10 Jahre älteren väterlichen Freunde Welcker, folgte er diesem im Herbst 1816 hierher nach Göttingen, wo er sich bis Ende Juni des Jahres 1817 hauptsächlich mit den Werken der spanischen Literatur bekannt gemacht hat. Im Frühling 1818 besuchte er auf einer Erholungsreise in Jena Goethe, der ihn auf den kurz vorher erschienenen ersten Band von Raynouards Auswahl aus den Originaldichtungen der Troubadours aufmerksam machte und ihn damit auf das Studium hinwies, dessen bahnbrechender Meister er später werden sollte. Nachdem er Ostern 1822 durch Verwendung Welckers, der inzwischen nach Bonn berufen worden war, an derselben Universität die Stelle eines Lektors für italienische, spanische und portugiesische Sprache und Literatur erhalten hatte, ist er, seit 1803 Ordinarius, der rheinischen Hochschule 54 Jahre hindurch bis zu seinem Tode treu geblieben und hat hier auch seine großen Werke geschrieben, die seinen Namen unsterblich gemacht haben; so seine von 1836 bis 1844 erschienene grundlegende Grammatik der romanischen Sprachen, die in 3 Bänden in vergleichender Methode die Lautlehre, die Formenlehre und die Syntax der verschiedenen romanischen Sprachen behandelt, und sein etymologisches Wörterbuch (1853), welches dem früher in diesem Zweige der Wissenschaft herrschenden Dilettantismus für immer ein Ende gemacht hat. In der Literaturgeschichte hatte er bereits vorher durch seine tiefgründigen Bücher „Leben und Werke der Troubadours“ sowie „Die Poesie der Troubadours“ vorbildliche Muster geschaffen, und auch auf dem Gebiete der Textgestaltung und der Interpretation hat er durch die Herausgabe der ältesten romanischen Sprachdenkmäler seiner Wissenschaft die Wege gewiesen.

Seitdem hat die romanische Philologie nun auf den von ihm gelegten Grundlagen und in seinem Geiste unermüdlich weiter gearbeitet, um das Gebäude in allen Teilen auszugestalten und zu erweitern, und zwar sind an diesem Ausbau fast alle Kulturnationen Europas und z. T. auch Amerikas in edlem Wettbewerb

tätig. Diese gemeinsame Arbeit an der gleichen Aufgabe ist daher eines der Mittel, welche der Förderung des Friedens zwischen den verschiedenen Völkern dienen können.

Ehe ich zu der Verkündigung der erteilten Preise schreite, gebe ich dem Herrn Dekan der Philosophischen Fakultät das Wort zu einer Ehrenpromotion¹⁾.

Nunmehr verkünde ich das Ergebnis der akademischen Preisbewerbungen:

Auf die Preisaufgabe der Theologischen Fakultät ist keine Bewerbung eingegangen, auch die Preispredigt hat keine Bearbeitung erfahren.

Die Aufgabe der Juristischen Fakultät hat eine Bearbeitung gefunden. Das Urteil der Fakultät über diese Arbeit lautet:

„Die Juristische Fakultät hatte das Thema gewählt: „Die Familien- und erbrechtlichen Verträge in den Kölner Schreinsbüchern des 12. Jahrhunderts.“ Die einzige eingereichte Bearbeitung trägt das Motto: „Irrtum verläßt uns nie, doch zieht ein höher Bedürfnis immer den strebenden Geist leicht zur Wahrheit hinan.“

Der Verfasser hat die Aufgabe, eine juristisch-zusammenfassende Würdigung der Familien- und erbrechtlichen Verträge in jenen ältesten deutschen Stadtbüchern und Schreinskarten zu geben, wohl erkannt und strebt diesem Ziele zu. Indes, er hat es leider nicht erreicht. Eine volle Behandlung des Themas ist die vorgelegte Arbeit weder nach Umfang noch nach Form. Unzulänglich verarbeitete Quellenexzerpte machen den größten Teil des Textes aus. Auch fehlt es an ausreichender Heranziehung der Literatur, welche die konkreten Einträge und ihren Rechtsinhalt vom breiteren Hintergrund der rechtsgeschichtlichen Entwicklung abgehoben hätte. Wenn sich aus diesen Gründen die Fakultät außerstande sieht, dem Verfasser den Preis zu erteilen, so hat sie demselben dennoch in Anerkennung der bekundeten allgemeinen rechtsgeschichtlichen Kenntnisse und des bewiesenen großen Fleißes, mit dem ein umfangreiches Material gewissenhaft

1) Der Dekan verkündigte die Ehrenpromotion des Austauschprofessors Michelson aus Chicago.

untersucht worden ist, mit Genehmigung des Königlichen Herrn Universitätskurators ein Akzessit in Höhe der halben Preissumme bewilligt. Der Verfasser wird aufgefordert, sich beim Dekan zu melden.

Die von der Medizinischen Fakultät gestellte Preisaufgabe hat eine Bearbeitung gefunden, mit dem Motto: „Nil sine magno vita labore dedit mortalibus“. Das Urteil lautet: Das Thema: „Es soll versucht werden, die Frage des sogenannten unteren Uterinsegmentes auf anatomischem Wege zu lösen“ ist vielfach umstritten und von einer definitiven Klärung noch weit entfernt. In Anbetracht des guten Verständnisses, das der Verfasser für seine Aufgabe gezeigt hat, ferner in Anbetracht seiner bestimmten, aber doch bescheidenen Schlußfolgerungen und endlich des Fleißes, den er gezeigt hat, wird ihm der volle Preis zuerkannt.

Verfasser dieser Preisschrift ist stud. med. Alexander Gräsel aus Göttingen.

Die Philosophische Fakultät hatte folgende historische Preisaufgabe gestellt:

Die Verhandlungen der 1798 von König Friedrich Wilhelm III. eingesetzten Finanzkommission sollen geprüft und im Zusammenhang der preußischen Entwicklung gewürdigt werden.

Es ist eine Bearbeitung eingegangen, die das Wort von Leopold Ranke trägt:

„Die Erfolge unserer Handlungen werden uns selbst zu Bedingungen unserer Existenz: Vergebens kämpft die zuweilen aufblitzende Indignation des persönlichen Selbstgefühls dagegen an“.

Der Verfasser hat die Akten des Preußischen Geheimen Staats-Archivs über die bezeichnete Kommission, die bisher nur gelegentlich und unvollständig benutzt waren, zum ersten Male planmäßig durchforscht, auch die gedruckte Literatur in allem Wesentlichen erschöpfend verwertet. Bei der Bearbeitung des spröden Stoffes bekundet er überall Fleiß, Gewissenhaftigkeit, Sachkenntnis und Urteil. Seine Diktion hat die Einwirkung der Akten-Sprache nicht völlig abgestreift, ist aber sonst durchaus korrekt. Der Gewinn, den die historische Wissenschaft aus seiner Abhandlung zieht, muß hoch veranschlagt werden, und zwar sowohl für die Wertschätzung der beteiligten Persönlichkeiten wie für die Beurteilung der damaligen preußischen Staatsverfassung. Die Fa-

kultät erkennt der tüchtigen Arbeit den Preis zu. Die Öffnung des Umschlags ergibt als Verfasser Herrn stud. phil. Horst Petzold aus Südende.

Außerdem hat die Philosophische Fakultät eine mathematische Preisaufgabe gestellt:

Bekanntlich hat Weierstraß vor 25 Jahren zuerst bewiesen, daß jede in einem Intervall stehende Funktion mit beliebiger Genauigkeit durch eine ganze rationale Funktion approximiert werden kann. Über die Abhängigkeit des hierzu erforderlichen kleinstmöglichen Grades dieses Polynoms von der vorgeschriebenen Genauigkeitsgrenze sind die ersten Untersuchungen in neuerer Zeit gemacht worden von de la Vallée Poussin (Bulletin de l'Académie de Belgique, 1908) und Lebesgue (Rendiconti del Circolo Matematico di Palermo, Bd. 26, und Annales de la Faculté de Toulouse, Sér. 3, Bd. 1). Ob die hierbei erzielten Abschätzungen des Grades als Funktion der Genauigkeitsgrenze noch übertroffen werden können, ist ein offener Fragenkomplex.

Die Fakultät wünscht, daß in dieser Richtung ein wesentlicher Fortschritt gemacht werde; ein solcher würde z. B. in der Beantwortung der folgenden von de la Vallée Poussin (S. 403) gestellten Frage liegen: Konvergiert im Falle eines festen gegebenen Linienzuges das Produkt von Genauigkeitsgrenze und zugehörigem Minimalgrad mit ersterem gegen Null?

Es ist eine Bewerbung eingegangen mit dem Motto:

„Der Lehrer versäumt es nicht, dem Lernenden die zur Zeit nicht überschrittenen Grenzen der Wissenschaft zu bezeichnen und diejenigen Punkte anzudeuten, von denen aus ein weiteres Vordringen zunächst möglich scheint“.

Die Philosophische Fakultät gibt darüber folgendes Urteil ab:

Der Verfasser hat zunächst mit großer Sorgfalt und sehr übersichtlich alles zusammengestellt, was über die verschiedenartigen zum Thema gehörigen Fragen schon vorhanden war. Das war bei der Kompliziertheit der auftretenden Begriffe bereits keine leichte Aufgabe. Im Hauptteil seiner Arbeit ist Verfasser in mehreren Beziehungen über die bisherigen Grenzen des Wissens hinausgegangen. Seine Ergebnisse sind um so höher zu bewerten, als Lebesgue und de la Vallée Poussin, denen die ganzen Fragestellungen ihre Entstehung und Förderung verdanken, inzwischen, d. h. seit Stellung dieser Preisaufgabe, weitere Ergebnisse in dieser Richtung publiziert haben, ohne einige bestimmte Ziele zu erreichen, zu denen Verfasser gelangt.

Aus diesen Gründen ist die Abhandlung als eine sehr gute Bearbeitung der Preisfrage anzusehen. Der Verfasser hat sich in einen schwierigen und umfangreichen Stoff erfolgreich eingearbeitet und hat im Wettbewerb mit Mathematikern ersten Ranges die Wissenschaft um wertvolle Ergebnisse bereichert. Er hat ferner alles außerordentlich klar dargestellt, und seine Arbeit wird daher dem Forscher und dem Lernenden von großem Nutzen sein.

Daher erkennt die Fakultät der Arbeit den Preis zu.

Der mit dem gleichen Motto versehene Umschlag enthält den Namen Dunham Jackson aus Bridgewater.

Für die nächstjährige Preisbewerbung hat die Theologische Fakultät folgende Aufgaben bestimmt:

I. Als wissenschaftliche Abhandlung:

„Der Begriff der Persönlichkeit Gottes und seine dogmatische Begründung in der neueren Theologie“.

II. Als Text der Preispredigt:

Jesaja 64, v. 16.

Die Juristische Fakultät stellt das Thema:

„Die Haftung des preußischen Staates und seiner Kommunalverbände für ihre Beamten“.

Von der Medizinischen Fakultät wird folgende Preisaufgabe gestellt: Unter Kombination experimenteller und histologischer Methoden soll studiert werden, in welchem Umfang die Verteilung und Bewegung der Lymphe in den Geweben des Frosches — evtl. auch höherer Wirbeltiere — von kontraktilelementen abhängt.

Die Philosophische Fakultät stellt folgende Preisaufgaben:

I. Es sollen für metamorphische Gesteine charakteristische Strukturformen näher untersucht werden.

II. Die erkenntnistheoretischen Grundlagen des Positivismus.

Über die an unserer Universität seit der vorigen Jahresfeier eingetretenen Ereignisse habe ich Folgendes zu berichten.

Durch den Tod hat unser Lehrkörper schwere Verluste erlitten. Es verstarben: am 6. Juni 1910 der ordentliche Honorarprofessor Leo Meyer, in diesem Jahre am 28. Februar Geheimrat Regelsberger, am 4. März der außerordentliche Professor Geheimrat Lohmeyer, am 10. Mai 1911 der Direktor der chirurgischen Klinik, Geheimrat Braun, am 3. Juni Prof. Polstorff. Auch 5 hoffnungsvolle Studierende sind uns durch den Tod entrissen worden.

An andere Hochschulen sind folgende Lehrer berufen worden: Geheimrat Ehrenberg nach Leipzig, ebendorthin Privatdozent Dr. Koebe, während die Privatdozenten Dr. Müller an die Technische Hochschule in Hannover, Dr. Brecht an die Akademie zu Posen, Dr. Ruer an die Technische Hochschule in Aachen übersiedelten.

Der Lehrer der Zahnheilkunde Prof. Heitmüller gab seine Stellung auf, Baurat Gronewald wurde versetzt und mußte infolgedessen seine Vorlesungen über landwirtschaftliche Baukunde einstellen.

An neuen Lehrkräften hat die Universität gewonnen die Herren Professoren Kühl aus Königsberg als Ersatz für Prof. Schürer, Prof. Karl Lehmann aus Rostock als Nachfolger von Prof. Ehrenberg, endlich Privatdozent Dr. Jensen aus Breslau, der die früher von Prof. Verworn verwaltete Stellung übernahm. Der außerordentliche Professor Heubner wurde zum Ordinarius ernannt. Habilitiert haben sich endlich als Privatdozenten die Herren Fromme, Fischer in der medizinischen, Angenheister, Schultz, Voss, Katz und Wilke-Dörfurt in der philosophischen Fakultät.

Die Zahl der immatrikulierten Studierenden beträgt in diesem Semester 2492 gegen 2355 nach der endgültigen Feststellung des vergangenen Sommer, sodaß sich ein Mehr von 147 Studierenden ergibt.

Endlich erwähne ich noch, daß der Bau des Seminargebäudes rüstig vorwärts schreitet und daß folgende Herren unserer Hochschule Stiftungen zugewandt haben: Dr. v. Martius in Berlin eine von 10000 Mk., Geheimrat Wallach eine solche von 20000 Mk.; über zwei weitere Stiftungen, darunter eine zugunsten unserer Universitätsbibliothek, sind die Verhandlungen noch nicht abgeschlossen.

Hochansehnliche Versammlung,

Die Universität hat sich also trotz schwerer Verluste auch in dem jetzt abgelaufenen Jahre gedeihlich und erfreulich weiter entwickelt. Sie verdankt dies neben der eigenen Tätigkeit vor allem

der verständnisvollen Fürsorge und Förderung unserer Bestrebungen durch die Staatsregierung. Die ganze Wirksamkeit des Staates findet aber ihren Mittelpunkt und ihre Verkörperung in der Person des Kaisers und Königs, welcher auch der Wissenschaft in allen ihren Äußerungen sein lebhaftes Interesse entgegenbringt. Ihm wollen wir daher auch heute huldigend nahen, und ich bitte Sie mit mir einzustimmen in den Ruf: Seine Majestät, unser gnädigster Kaiser und König lebe hoch!
